

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Nikolaus von der Flüe (1417-1487)
Autor: Federer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

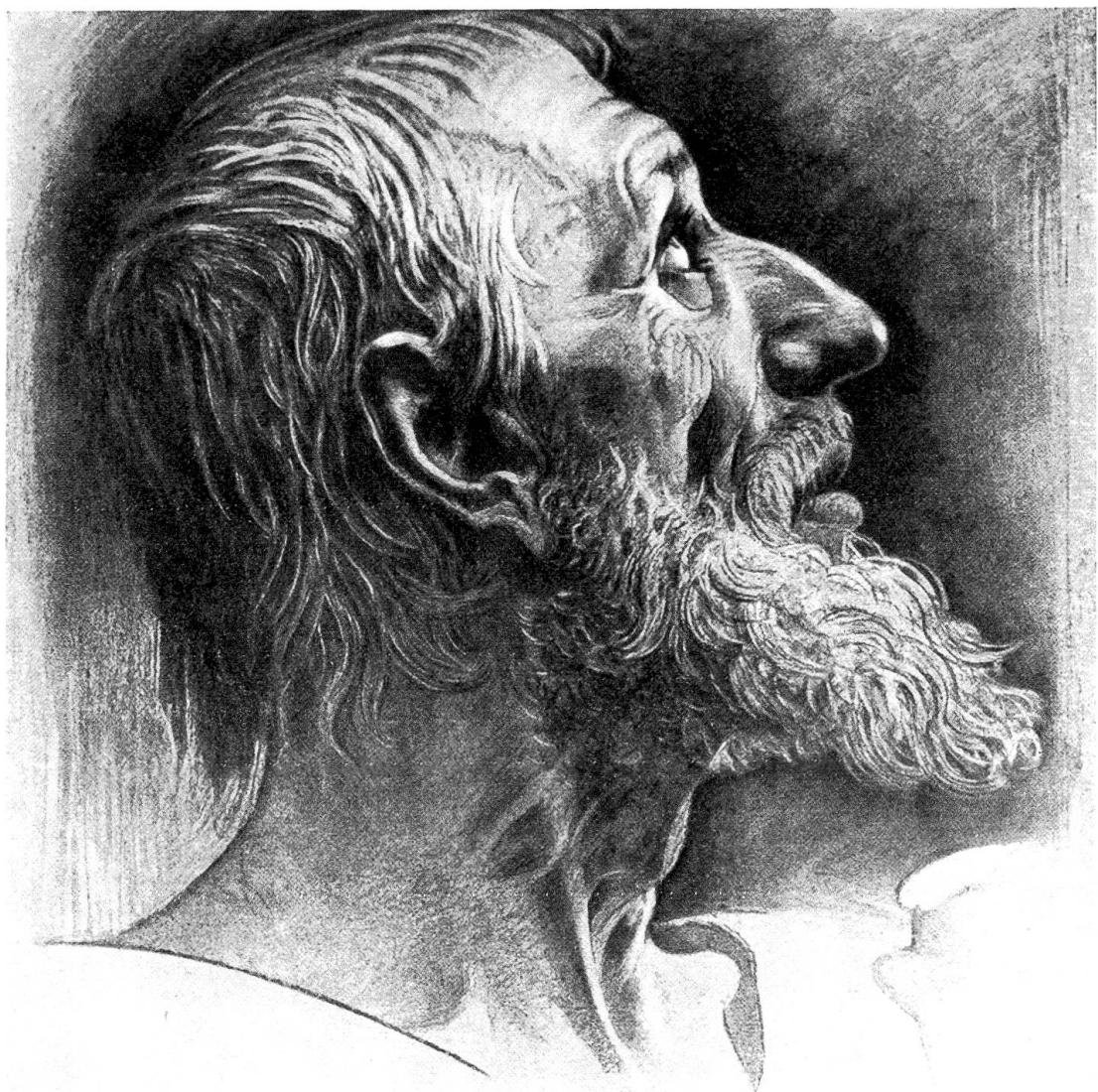
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIESCHWEIZ
19779.

A. Stöckmann.

Anton Stöckmann, Sarnen.

Nikolaus von der Flüe.
Zeichnung.

Nikolaus von der Flüe (1417–1487).

Gedanken und Studien zum 21. März 1917. Von Heinrich Federer, Zürich.

Mit drei Abbildungen*).

Nachdruck verboten.

Obwalden.

Obwalden erscheint geographisch genommen als eines der einfachsten Ländchen im Schweizerland. Vom Alpnachersee geht es zwischen zwei Bergseiten am Flussgelände der Aa zum Sarnersee hinauf. Hinter diesem von leiser Schönheit und Freude beseelten Wasser klettert der Kanton die Terrasse des Kaiserstuhls empor, atmet noch einmal auf dem Lungerer Boden ordentlich auf, schöpft auch eine Handvoll schwarzgrünen Alpensee und endet dann an der zweiten Terrasse, dem Brünig, ziemlich ruhmlos. Denn das ist nicht einmal ein Berg oder Hochpaß, sondern nur ein Hügelsattel zwischen dem Berner Oberland und Unterwalden.

Auch die Berge rechts und links beim Landaufpilgern — der Pilatus ausgenommen, der bereits wie eine dunkle Warnung am Eingang steht — sind kaum Zweitausender, richtige Voralpen. Von den Dörfern an der Straße steigen sie in saftigen Obsthalden zum Tannenwald empor. Sowie aber dem Nadelholz der Atem ausgeht, setzt sich kräftige Alpweide bis unter die Gräte fort. Es sind wunderbar stille, gute, freundliche Berge. Sie zeigen ein fast menschliches Gesicht. Die westlichen haben eher Hügelcharakter. Die östlichen wachsen freilich schroffer auf. Man merkt, daß hinter ihnen das Land der Gletscher liegt.

Eine harte Unregelmäßigkeit gibt es aber in dieser melodischen Welt doch. Links den Wassern entgegen tut sich hoch oben am Bergwald der enge Riß eines Seitentales auf. Aus seinem Hintergrund dräut die graue, wilde Felsenhoheit des Geißberges gen Himmel und wirft einen ersten heroischen Schatten in die Harmonie des Haupttales hinaus. Und diesem Schatten nach nagt und friszt sich gleichzeitig die Melchaa in tiefen Resseln aus dem Hochälchen in die Seeflur hinaus. Damit kommt bereits etwas Tragisches ins scheinbar so lyrische Idyll.

Aber davon merkt man in den schönen, eigenmächtigen Dörfern nichts. Drei von ihnen liegen am See. Von ihren Fenstern

sieht man zwischen Juni und Juli gegen Abend über die Flühen ein stilles, tiefrotes Brennen gehen, nicht das Abendrot, noch ein rosafarbener Traum: nein, das kommt von den Alpenrosen. Und beim völligen Eindunkeln unten am eingeschlagenen See kann man bei stiller Luft von den obersten Alpen her ganz deutlich den Betruf der Aelpler vernehmen. Er tönt wie aus den Wolken, mit psalmhafter Gewalt und Eintönigkeit, sodaß einem beim erstmaligen Hören ein Schauer über den Rücken fährt. Wenn das letzte Lobio des uralten Liedes verhallt, dann ist es, als gingen alle Türen der Welt zu und schließen Adam und Eva ein.

Aber an den gleichen Dorffenstern, wenn es tagüber geregnet hat, kann man zufällig beim Erwachen und dumpfen Zimmeratem eine Scheibe öffnen und in eine Nacht von so mohrenschwarzem Gesicht, aber von so großen Augensternen schauen, daß man vor Entzücken aufschreien möchte, wäre es nicht eine so totenstille Herrlichkeit und ziemte sich das überhaupt in Obwalden. Der Schatten schweigt, das Licht schweigt, und jede Obwaldnerlippe schweigt erst recht. Nur irgendwo aus der Finsternis der Berge herab hört man das Alpenwasser zum See nieder laufen. Laut, aber nicht störend, wie in einem Hause das Springquellgeplätscher, klingen diese Bäche durch die Nacht.

Also im ganzen doch ein Land des Friedens, der seelischen Ausgeglichenheit? Darf ich ja sagen?

Höre: Wenn man auf einen obwaldnerischen Grat steigt, so schwimmt der Blick nordwärts freilich durch eine schmale Luke in die blaue, berglose Ebene hinaus, und es blüht ein Zauber von Fremde und Glanz und Wohlleben bis zu dir herauf. Allein, das ist nur eine Türspalte. Im Osten und den Rücken herauf stehen überall die gewaltigen Schneemänner Urs und Berns hinter dir und drohen eifig:

*) Weitere Abbildungen zur Feier des 500. Geburtstages des Obwaldner Landesvaters finden unsere Leser in der „Illustrirten Rundschau“. A. d. R.

Keine Dummheiten, ducke dich oder ...
Hilft das zur Ausgeglichenheit? Nicht
viel eher zur Enthaltsamkeit?

Noch mehr, die eigenen Wasser, die
nachts so fromm musizieren, können auch
ein Fortissimo und Furioso spielen. Wer
kennt diese Obwaldnerschlingel nicht, die
in einer halben Gewitterstunde aus einem
Faden für Kinderdurst zu einer Ueber-
schwemmungslut für ein ganzes Land
anwachsen und grau und dick und Donner-
und Glockengeläute übertönen den Berg
heruntersoßen, daß die Brücken von ihrem
Atem schon aus den Quadern fliegen, die
Bäume aus den Wurzeln springen, die
Häuser wie Karten zusammenfallen und
das grünste Leben im Nu versteinert?
Frage die Lungerer und Alpnacher und
Sachsler, was das für Nächte sind, da
Greis und Kind wie auf einer von der
Sintflut umbrausten Insel mit den Schau-
feln wehren und graben und einen Hagel
oder eine Feuersbrunst dagegen wie ein
Spätzlein nähmen! Und glaubt ihr noch
nicht, so fraget den Vater Bund oben in
Bern, wie oft und wie tief er in seinen
goldenen Hosenack langen mußte wegen
so eines kleinen, harmlosen Obwaldner-
bächleins!

Sieht das nach Ausgeglichenheit aus?
Muß es nicht vielmehr die Leute vor-
sichtig, klug, schlau machen?

Und die bösen Stiere und die Lawinen
über den Ränsten und das Wildheu und
das herkulische Holzen und Flöchnen?
Nichts davon! Aber das Melchtal! Ich
habe es eine Ausnahme, seinen Geißberg
einen Tragöden genannt. Doch das ist
nicht alles. Schreckhaft berührt, wie die
Melchaas noch so jung plötzlich in der Erde
verschwindet, der ganze Fluß von einem
schwarzen Loch aufgeschluckt. Und schreck-
haft ist auch die Reiselenfluh mit ihren un-
harmherzigen, riesigen Felswänden von
vielen hundert Metern. Aber am grau-
samsten dünt mich doch eben jene Melch-
aa wieder, wenn sie endlich vom Hochtal
zwischen den Knieen der Kernser- und
Sachslerberge ins Gelände hinunter will.
Es geht nicht anders als durch einen
engen, höllentiefen Schlund. Und das
Furchtbare ist das: Du spazierst über eine
Bergwiese, siehst ein paar Buchen vor dir
und wieder Wiese. Du willst flink durch-

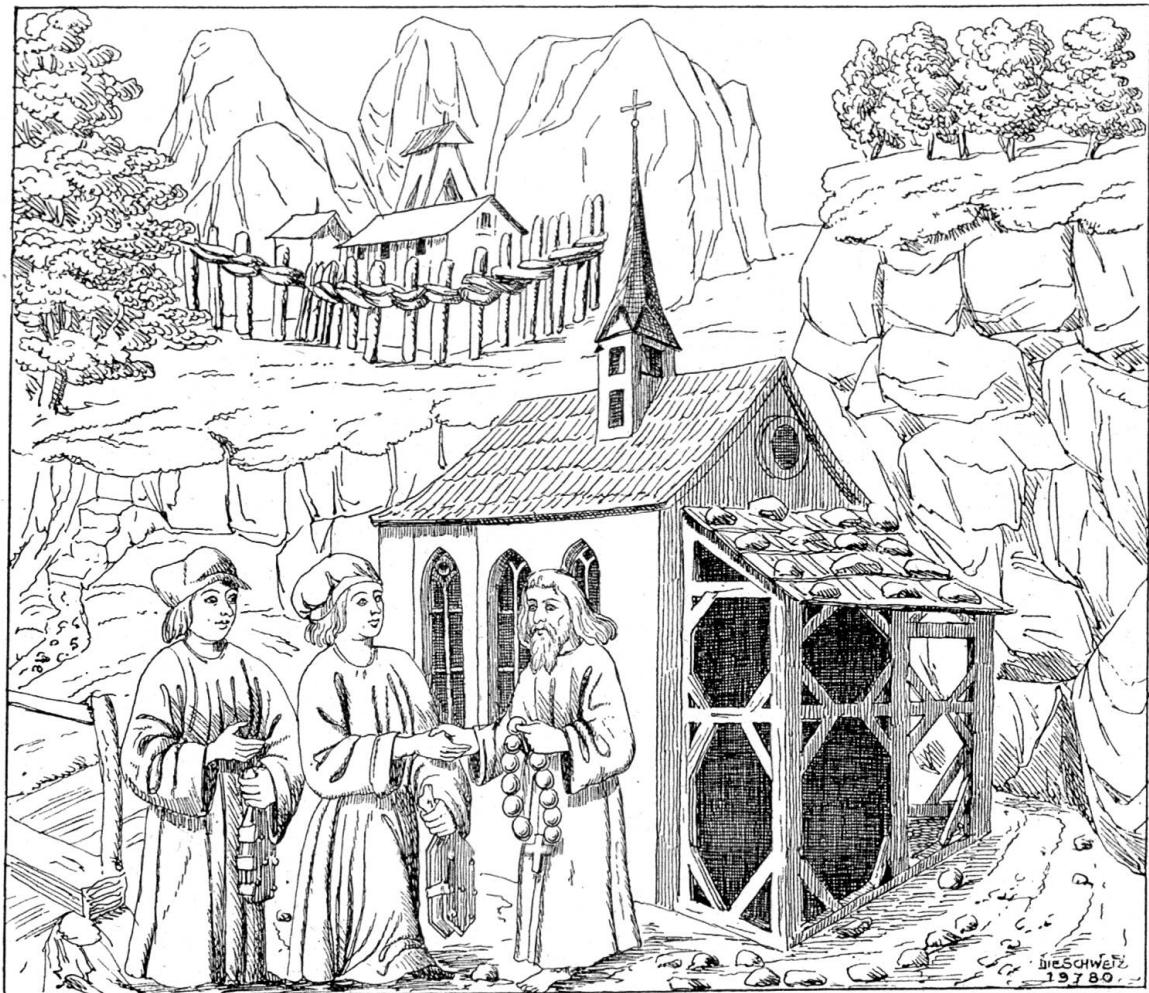
springen, siehst nichts, merfst nichts, hui,
da weicht der Boden, etwas Finsteres
gähnt auf — gerade konntest du dich noch
an einem Stamme halten — und aus
einer fernen, unsichtbaren Tiefe hörst du
schwer und gepeinigt die Melchaas schreien.
Die Spalte ist so schmal und tief, das Bord
so überhängend, daß du gottlob den Stöh-
nenden in seiner Hölle nicht erblickst. An
einer einzigen Stelle, wo man eine Brücke
über den Abgrund spannte, kann man jetzt
mit vom Schwindel gesträubtem Haar und
mit der Wollust des Grauens das schnee-
weiße Todesringen des Wassers durch die
Holzluken betrachten. Aber reißt dir die
Zugluft den Hut vom Kopfe, dann fährst
du entsezt zurück und wagst ihm nicht nach-
zublicken, so nervenzerrüttend ist nur schon
der Gedanke, daß dem Hute der Mensch
folgen könnte.

Und so trügt es, Obwalden als ein
Land der reinen Sanftmut und aufge-
lösten Harmonie zu besingen. Es hat zwei
Gesichter, das ruhige, besonnene, still-
frohe Tal- und Dorfgesicht, das der Fremd-
ling meist allein sieht und wornach er ur-
teilt, und das Melchaagesicht, das tem-
peramentvolle, dramatische, tragische, das
man nicht jedem auf der Straße feilbietet,
sondern im Schatten des Filzhutes und in
einer steifen, bäuerlichen Starrheit vor
den andern und sogar vor sich selbst ver-
steckt.

Der Obwaldner.

Wie die Erde, so in vielem ihre
Menschen.

Auch der Obwaldner erscheint uns zu-
erst viel einfacher, als er ist. Aber auch bei
ihm sind offenes, frohes Tal mit tiefer
Melchaaschlucht verbunden. Er besitzt eine
heitere und gemächliche Ueberlegtheit und
eine rücksweise, energische, trozige Kraft.
Hinter seiner Langsamkeit steht viel An-
griffslust, hinter seinem Zurüchhalten viel
Leidenschaft. Aus der nüchternsten Ge-
schäftigkeit zucken oft Phantasien und
Grübeleien und allerlei Originalität her-
vor, die man da nie vermutet hätte. Aber
dieses scheinbar Widerstrebende bemerkt
man kaum, man sieht nur die Mischung,
eine Art maßvoller, gebändigter Alltäg-
lichkeit, nichts Auffälliges nach rechts oder
links, ein geschicktes, bäuerliches Haben
in der stillen Mitte.



Pfarrer am Grund begibt sich zu Nikolaus von der Flüe im Ranft.
Zeitgenössische Darstellung aus der Schweizer-Chronik Diebold Schilling's des Luzerner (ca. 1460- gegen 1520).

Hie und da klafft diese Harmonie aus- einander in einem erregten politischen Moment, bei einem wichtigen religiösen Interesse, und die Melchaa tost aus den Gründen. Aber bald schließt sich das Tobel wieder, und es herrscht die frühere Gleich- mäßigkeit.

Ich habe oft studiert, durch welche Naturanlage der Obwaldner eine so ge- setzte und beruhigte Art erreicht, und im- mer wieder bin ich zum gleichen Schluß gekommen: durch angeborene, fast an Schlaueit grenzende Klugheit und durch eine gewisse Askese des Willens. Jene Klugheit erwägt das Zuviel und Zu- wenig, langsam, zögernd, aber gründlich; diese Askese bröckelt dann vom einen so viel ab und kläubelt dem andern so viel zu, daß man fast unfehlbar im Durchschnitt bleibt. In einem eigenwilligen, in seiner Art stolzen und wohl respektierten Durch- schnitt! Auf die Art werden freilich keine

neuen Welten entdeckt, aber auch keine alten verdorben.

In Dr. Simon Ettlins gehaltvollem Schweizerbuch mußten wir Buben auf der obwaldnerischen Schulbank lernen: daß die Halbbrüder unter dem Kernwald, die Midwaldner, uns gegenüber viel san- guinischeres Blut hätten. Was hieß das? Wohl lebhafter Geist, beweglichere Ge- fühle, reizbarere Nerven, schnellere Stim- mungen. Sie waren eben nie so eingerie- gelt wie Obwalden, sondern, immer schon ein halbes Rüstenvolk, lagen sie hier und dort am Bierwaldstättersee wie an der Schwelle ins offene Land. Die Schwyz zwischen ihren drei Seen sind noch behen- der, erregbarer und stimmungskräftiger als die Midwaldner. Das ist vielleicht der Segen und Fluch der Seeluft. Diese bei- den Völklein haben denn ja auch allein anno 1798 mit heiligem Fanatismus ge- gen das Unmögliche gefochten, während

Obwalden das Herz verhielt und mit dem Verstande nachgab.

Wo aber ein Krieg nicht geradezu aussichtslos und unvernünftig schien, da hat Obwalden ruhiger und doch oft rascher zugestanden und so führt mitgemacht wie Nidwalden. Man sieht das Obwaldnerfähnlein mit Uri, mit dem es überhaupt gut zusammengeht, ohne Nidwalden nach Bellinzona auf Eroberung ausziehen und beinahe am längsten im Lombardischen leben. Die Nidwaldner sind interessanter und haben wegen des sanguinischen Einschlages auch genialere Allüren. Ein Obwaldner wäre jedenfalls des Winkelriedopfers, aber vielleicht doch nicht des Winkelriedeinfalls fähig gewesen. In der Obwaldner Kultur trifft man auch nicht so warmen Sinn für Kunst, Literatur, Musik an. Die Wyrsch und von Deschwanden sind Nidwaldner. Es ist, als ob das heimliche Doppelwesen der Obwaldner, das bewußt oder unbewußt eine stete Disziplin auferlegt, solche Ausdrücke oder Ausbrüche der Persönlichkeit erschwere. Dafür ist die Volksame gleichmäßiger, ihr historisches Leben geordneter. Gegensätze oder doch ein Zweierlei von Charakter verbinden kostet eben Zeit und Arbeit und verhindert viele schöne Extratouren des Geistes. Askese und Pfiffigkeit sind übrigens auch hübsches Kultureigentum.

Der Obwaldner weiß zur rechten Zeit zu sagen: Genug! Auch wenn er noch möchte. Der Nidwaldner würde noch eine Stunde zugeben. Mit dem Entlebuch über den Sarner- und Giswileralpen hat Obwalden jahrhundertelang geliebäugelt. Aber zu einer Verbindung mit diesem scharfen und draufgängerischen Käfervolt kam es doch wohl nur wegen der obwaldnerischen Vorsicht und Askese nicht. Es war nie Zeit, das Risiko gegen Luzern immer zu groß. Geradezu erfülltend berührt, wie man den Peter Amstalden am Schafott abschüttelt. Es klingt auch ganz charaktergemäß, und wenn es nur Sage ist, daß die Obwaldner 1308 mit Körben voll Neujahrsgeschenken den Landenberg bezwungen haben. Auf der Schwanau und dem Röthberg ging es schon frecher zu. Aber wie die Sarner es praktizierten — unten im Korb waren ja auch Waffen — geschah es doch am gründlichsten. Man

denkt, der Vogt auf den Knieen Urfehde schwörend! Der Geßler wird erschossen, der Wolfenschiefer mit der Axt erschlagen, aber der Landenberg höflich zum Land hinaus spiedert. Wenigstens ein paar Ohrfeigen — das hätte auch dem Obwaldnergrimm wohlgetan. Aber die Selbstbeherrschung und politische Pfiffigkeit ist größer als alle Nachgier. Also mit ungeschändeten Backen, aber mit glatter Würdelosigkeit und total gebrochener Existenz nimmt der Landenberg den Finkenstrich durch die ganze Ewigkeit der Geschichte.

Alle Kantone haben ihre Hauszwiste, auch Obwalden. Aber mir ist nicht bekannt, daß hier ein Geschlechterstreit zu Justizmorden führte wie im Appenzell oder in Zug. Volk und Herren hieben etwa über die Schnur. Ich kannte noch Männer, die jenem Aprilsonntag beiwohnten, wo der Landsgemeindering die Regierung und ihr Herrenzelt den Hügel hinunterschickte. Aber bald nachher war man doch wieder beim Te Deum gemeinsam in der Dorfkapelle.

Unter seiner beherrschten Miene scheint der Obwaldner nie ganz aus dem Kampf herauszukommen, weder zum vollen Frieden, noch zum offenen Unfrieden, so recht das Bild seiner scheinbar so wohligen und doch auch stets zwischen Ruhe und Unruhe vermittelnden Landschaft.

Daher kommt mir Schillers Arnold Anderhalden nicht ganz obwaldnerisch vor. Nicht als ob ein gereizter Obwaldner Jüngling nicht wild werden und mit dem Stocke dreinfahren könnte. Ach, was vollbrachten in meinen Kinderjahren nur schon die Nachtbuben, was Dorf gegen Dorf und Bergler gegen Talbödler an Stücklein! Aber der Fall Arnold Anderhalden bei Schiller mit diesem jähnen Aufstammen, ewigen Zürnen, Jammern und Pathos ist so untypisch wie möglich. Mich dünkt, viel eher müßte der feurige Draufgänger Anderhalden bei Tschudi — der Schillersche paßt überhaupt nicht in die Urschweiz — ein Schwyzer, dafür der duldende, entsagende, schlaue und am rechten Zipfel dann doch rauh genug zugreifende Werner Stauffacher ein Obwaldner sein. Wer weiß übrigens, was die Tradition an diesem Arnold verbrochen hat! Bezeichnend

ist, daß sie den heftigen Knaben nicht von Sachseln oder Sarnen, sondern aus dem elementarerern, einseitigern Melchtal nahm.

Vielleicht komme ich damit in den Geruch der historischen oder gar patriotischen Rezerei. Ob aber auch der psychologischen Unwahrheit?

Nikolaus von der Flüe,
der Obwaldner.

Nun habe ich den Boden gewonnen, in den das schönste Gewächs der Urschweiz gehört, nein, aus dem es naturgemäß entsproßte wie ein großer, stiller, geheimnisvoller Baum, langsam und mit innern Widerständen wachsend, ohne Geräusch, ohne Prunk, und doch, auf einmal ist es der schönste, der größte Baum im Schweizerbann und der einzige, der wie eine rechte Wettertanze Blitz und Donner im gefährlichen Augenblick auffängt und den ganzen vaterländischen Wald rettet. Obwaldnerholz durch und durch und Obwaldnerstil, wächst er vermöge des Heiligen und Genialen, das an keine Scholle gebunden ist, ins Ueberkantonale, Ueber-

schweizerische, grandios Menschliche und Ewige hinaus. Er ist der nordische Franz von Assisi, der Poverello der Schweiz, freilich schwerblütiger, dunkler, verwinkelte, gotisch in seinen Unterwaldnertannen gegenüber dem romanisch hellen Umbrier unter seinen Oliven und süßen Kastanien. Aber im Grunde ist es Geist vom gleichen Geist.

Die traditionellen Daten sind rasch gegeben: am 21. März 1417 am Sachserberg geboren, ein Bauernsohn und Bauersmann, der nicht lesen noch schreiben, aber umso großartiger denken kann, im alten Zürichkrieg 1443/44 und im Thurgauer Feldzug 1460 wäder mitkämpfend, verheiratet, Vater von fünf Söhnen und Töchtern, Landrat und Richter durch mehrere Amtsperioden, dann 1467 die Familie verlassend, um endlich noch zwanzig Jahre seinem innersten Berufe eines einsamen Mystikers und praktischen Religionsphilosophen sich ganz zu ergeben, 1481 Retter der Schweiz vor Bürgerkrieg und Selbstmord, sonst noch viel ins Deffent-



Nikolaus von der Flüe im Gebet. Nach einem Stich aus dem Anfang des 17. Jahrh. von Charles van Boeckel (16./17. Jahrh.), aus J. Le Clerc, Mon. sanct. philos.

liche sorgend, mehr, als wir aus den kargen Papieren wissen, einflußreicher, als wir ahnen, von einer Erleuchtung im Raten und das Richtige Treffen, wie man sie nur fern vom Trödel gewinnt, doch all das mehr gelegentlich, in der Hauptsache Aug und Seele ins Unmaterielle und Unvergängliche gestellt, am 21. März 1487 wie ein Heiliger und Held gestorben. Wie alle großen Weisen, ein Sokrates, ein Franz von Assisi und, um das Höchste zu nennen, wie Christus, hinterließ er nichts Geschriebenes. Auch sehr wenige Worte sind unumstößlich überliefert. Aber selbst diese Brotsamen genügen, um zu merken, wie reich seine Seele, ihr Leben und ihr Werk und wie arm und nackt dagegen das unsere ist.

Es liegt zu weit ab, hier auf die Einzelheiten seines Lebens, das Historische, das Glaubliche und das Legendenhafte einzugehen oder gar eines vom andern zu scheiden. Tue kein Eidgenosse, der nicht an den vollen mystischen Blütenstrauß dieses Lebens glaubt, dem zuversichtlicher Bruder durch Tadel und Wegzupfen weh, noch umgekehrt! Sind die Zeichen und Gesichter des Bruderlaus zumeist lange nach seinem Tode aufnotiert, so lassen doch so nüchterne Augenzeugen wie der Bonstetten, so ehrliche wie der Hans von Waldheim und so schlicht offizielle wie das Sachssler Kirchenbuch allerlei Erstaunliches vermuten. Das Visionäre und Lehrhafte klingt noch aus dem späteren Bericht so wunderbar naiv, einfach und von hellseherischer Anschaulichkeit, daß es aus dem übrigen biographischen Text geradezu herausfällt, so vom Autor nicht erfunden sein kann, vielmehr nach dem herben und doch so süßen Geruch der — objektiven oder subjektiven — Tatsachen duftet.

Uebrigens hier dem Bruderlaus etwas mehr zugeben oder wegnehmen düfft mich weit belangloser als das, daß die Tradition oder besser die erbauliche Literatur und Kunst schon rasch vom Grabe weg den seligen Mann seiner Rasse und seinem Boden etwas entfremdet und nach und nach in eine beinahe hausbadene, fromme, allerweltsgültige Schablone gebracht hat. In Sachseln selbst, auf seiner Erde, und gar im Ranft, seiner Einsiedelei, wirkt freilich noch heute sein Schatten zu

stark, als daß man ihm mit süßlicher oder schablonenhafter Andacht nahe trate. Sein rauher Rock, sein Stecken, seine Zelle, seine alten Bilder und vor allem sein wohlerhaltenes Gerippe ist dort täglich zu sehen. Es ist ein schönes, starkes, großartiges Skelett, mit dem festen Wirbel, den starken Bauern- und Beterarmen und der geraden, überhohen Gestalt. An Hand solcher Zeugnisse ist die lebendige Ueberlieferung gesunder geblieben als die bleiche Feder- und Pinselkunst und weiß von großer Gesundheit, Kraft und Frohmut des Helden, während die Schriftsteller immer süßer und die Bildnisse immer zahmer und unwahrer werden. Der kindlich weiche Maler von Deschwanden hat dann mit seinem unheimlich fruchtbaren Pinsel das heutige, vielfach zuckerige, unbäuerliche, unobwaldnerische Bruderlausenbild, wie es nun lebt und lebt, verschuldet *), und es ist schwer, ein ganzes, darin erwachsenes Volk zu einer ältern Kopie des Originals zurückzuführen. Selbst neueste Künstler, die Eigenes und Würdiges bieten, haben sich im tiefsten Grunde noch immer nicht ganz von der Deschwandenschen Linie befreien können.

Die Bauern vom Sachsslerberg sind ein starknochiges und breitschultriges Geschlecht, mit länglichem Gesicht, breiten Wangen, einer geraden, nicht sehr hohen Stirne, einer langen, schönen Nase, einem auffallend wohlgeformten Mund, tragen gern helles, sich krausendes Haar und Bart, und unter starken Wölbungen schauen Augen von einem frischen, aber milden grauen und braunen Glanze hervor. Sie haben große Hände und Füße, aber bei aller Breitspurigkeit einen unsäglich leichten und ergiebigen Schritt, schier wie Gemsen. Ich erinnere mich noch gut an eine ganze Reihe von Trägern des von Flüe-Namens, die alle fast durchs Band diesem Modell entsprachen. Nun habe ich auf alten Medaillen das Bruderlausengesicht noch ziemlich so in die Länge und Breite und Festigkeit gezogen gesehen. Die alten Berichte reden alle von abgezehrt und knochig, aber nicht von schmal und dünn. Ein Asket kann mager und doch

*) Wobei ich keineswegs behaupte, daß die eine oder andere Darstellung nicht auch Charakter besitzt; aber ich meine den Deschwandenschen Bruderlausen-Typ.

breit und wuchtig sein. Und so gehabte sich gewiß Nikolaus von der Flüe. Sein Schritt war groß und stramm, sein Griff derb, seine Stimme — alle Zeugen rühmen sie — ein tiefer, mächtiger Bass, eine jener weittragenden sonoren Jodelstimmen, die man noch heute vom Sachslerberg herunterherrschend hört. Wäre er der fadenscheinige Mann gewesen, wie ihn die Moderne so gerne malt, dann wäre er nicht die rauhe Wegstunde vom Ranft nach Sachseln jeden Sonntag, auch im Dezemberschnee und Märzensturm barfuß und barhaupt auf- und abgeschritten, hätte nicht zwanzig Jahre in einer ungeheizten, schlecht verbretterten, sonnenlosen Zelle ohne Schuh und Strumpf und ohne jeden Rattarrh verbracht, nicht die schwere Welt- sorge ringsum, die ihn nie freigab, und noch weniger die schwere Einsamkeit so fröhlich bewältigt, und er wäre nicht ein gesunder Siebziger geworden. Es verhält sich eben mit seinem modernen Bilde wie mit dem des Franz von Assisi und dem Christusgesicht, für die unsere neurasthenische Kultur auch nur einen franken Ausdruck findet. Aber beim Himmel, was hatten diese eigenmächtigen Riesen, diese Zeit- und Weltbeweger für Muskeln und vor allem was für Nerven!

(Schluß folgt).

Dß ist Nicolaus / der in dem Wald/
Untrunken und Ungessen/
Allein bey zwanzig Jahren bald
Einsiedlerisch gesessen.
Die Berg und Felsen im Schweizerland/
Die haben gehört sein Klagen/



Nikolaus von der Flüe.
Holzschnitt aus dem 17. Jahrh. (aus „Br. Clausens Leben
u. Wandel“ von Petrus Hugo S. I., Luzern 1705).

Im Dienst.

Drei Bilder von Paul Lang, Zürich.

Nachdruck verboten.

Der Gruß.

Sie schreiten aneinander vorbei. Der Führer und der Gemeine. Der Leutnant und der Füsilier. Ein Ruck in jedem der Leiber. Die Hand fährt straff ans Räppi. Stahlharte Augen blitzen sich an.

Schon sind sie aneinander vorbei. Ueber sie schlägt die Menschenwoge zusammen, nivellierend, beruhigend. Lässig ist ihr Gang wieder, lässig ihre Haltung. Wie andere gehen sie.

Aber in dem einen Moment haben sie sich als Männer erkannt.

Was heißt Salutieren? Es heißt: Wir zwei kennen uns; wir sind von der Gilde, die, wenn's nötig ist, in einen Ruck die ganze geistige und körperliche Kraft pressen kann. Auf uns kann man sich verlassen. Denn Herr sind wir über uns selbst. In der

Gewalt haben wir Nerven und Muskeln, allerorten und jederzeit.

Des sei uns der Gruß Symbol. So, wie wir jetzt uns aufraffen, mitten aus dem Gespräch, mitten aus Schlendern und Bummeln, vom Arme der Freundin hinweg, aus einer Diskussion, einer Ueberlegung, einem Witz heraus, ob fröhlich, ob traurig, ob frisch, ob müde — so sind wir stets bereit zu Kampf und Tod.

Von der Gilde sind wir, die gerüstet ist.

Von den Menschen, die ganz sich im Zaum haben. Des ist uns der Gruß Symbol.

Was unterscheidet den Soldaten vom Bürger? Die Möglichkeit, seine Kräfte, die letzten Fähigkeiten seines Körpers und Kopfes — blitzschnell zu sammeln und zu